

Guatemala 2011: 07. – 25. Februar

Eine Reise zu den Xela Projekten in Guatemala beginnt jeweils bereits mit dem Packen der Koffer. Neuerdings erlaubt die Fluglinie IBERIA nur noch ein Gepäckstück von 23 kg kostenlos. Wohin also mit all den grösseren und kleineren Geschenken und Mitbringenseln für die Schulen, die Kinder, die Lehrer, zu denen unsere Reise geht? Nun, sie wurden unter den sechs Reiseteilnehmenden verteilt. Ein Paar Schuhe weniger mitnehmen? den dicken Pulli für die kühle Witterung in Xela doch daheim lassen? Den grösseren Koffer nehmen – gibt das kein Übergewicht? Noch ein bisschen Kopfzerbrechen mit der Platzierung eines etwas fragilen Spielzeugs...

Aber schliesslich sind die Koffer unterwegs, und frühmorgens trifft sich die kleine Reisegruppe vor dem Abfluggate in Kloten: Helga und ihre Freundin Ruth (ein greenhorn in Sachen Guatemala), Simone und Jan, meine Schwester Maya (kennt zwar Zentralamerika, aber nicht den Verein) und ich, alle sechs hoch bepackt mit Rucksäcken, froh gelaunt und abenteuerlustig.

Dann die schrecklich lange Reise in solch beengenden Verhältnissen, dass man beständig meint, nach Luft schnappen zu müssen und die sechs letzten Stunden einzeln zählt, während der Nacken steif und die Beine zap-pelig werden. Endlich die letzte Flugstunde! Und so beglückt sie uns: Mit dem Blick auf eine leicht verschleierte Küste. Also bald geschafft! Dann der Flug über die Gebirge, der Anflug über Guatemala Ciudad, die in einer zerklüfteten Hochebene mit kleinen Plateaus und schroffen Abhängen liegt, von kleineren Siedlungen umgeben. Die Luft ist diesmal ruhig und die Landung auf dem kleinen, in den vergangenen Jahren ausgebauten Flughafen, sanft.

Beim Durchgang durch die Passkontrolle zeigt sich das Land bereits von seiner freundlichen Seite: der Kontrolleur sendet uns fröhliche Mariachi-Musik entgegen, und die Zöllnerin begrüsst uns im landesüblichen weichen, melodischen Spanisch und lässt uns durch. Von draussen winkt uns schon Oscar, den wir nach kurzer Zeit umarmen können, und auch Gaspar, der Chauffeur unseres nächsten Transportmittels, wird freundschaftlich begrüsst. Für all jene, die diese Reise nicht zum erstenmal machen, ist es fast wie nachhause kommen: rundum die Menschen mit ihren gebräunten Gesichtern, der Lärm von lebhafter Betriebsamkeit, die Mischung von Auspuffgestank und Holzfeuer in der Luft, das warme Licht der Abendstimmung... 17 Uhr, aber für uns ist es Mitternacht. Auf dem fast vierstündigen Weg heraus aus der Stadt und nach Panajachel werden wir eins nach dem andern müde und schläfrig; die anfänglich angeregten Gespräche verstummen, draussen wird es Nacht. Dann gegen 21 Uhr Lokalzeit begeisterter Empfang in der „Posada de los Volcanes“ – und ab ins Bett!

Am nächsten Morgen war sogar eine notorische Langschläferin wie ich bereits bei Tagesanbruch wach. Munteres Vogelgezwitzcher, dazwischen durchdringende, lang gezogene Rufe eines einzelnen Vogels, und das Kickerikii des Gockels auf dem Grundstück hinter dem Haus, bald auch die Hennen, die ihm freundlich gackernd antworten. Zweifelloste Laute aus einer andern Welt – und doch so lieb und vertraut! Dies führte mich fröhlich in den ersten Tag unseres Aufenthalts ein. Unser erster Gang, noch vor dem Morgenessen, führte Maya und mich an den See. Da lag er ausgebreitet vor uns, glitzernd in der Morgensonne und eingerahmt von den drei prominenten Vulkanen und dem sie verbindenden bergigen Gelände. Dieser Blick ist von solch atemberaubender Schönheit und lässt das Herz höher schlagen! Zum Morgenessen trafen wir uns neuerdings im „Deli“, (das, wie wir hören, von einer Deutschen gemanaged und von tüchtigen lokalen Frauen betrieben wird) in der Nähe des Hotels. Mit seinem paradiesischen Garten, sorgfältiger Bedienung und köstlichen Gerichten lockte es uns nun täglich dorthin. Auch dort werden wir von den Strassenverkäufern gefunden, aber nicht gar so bedrängt wie im altbewährten „Bistro“.

Den ersten Tag verbrachten wir in Panajachel, die einen mit Entdeckungs-Spaziergängen, die andern mit Vorbereitungen auf die Besuche in San Pablo. Während ich bei den früheren Besuchen in Guatemala jeweils zusammen mit meinem Mann, Helmut, unterwegs gewesen war, hatte ich diesmal Maya, meine Schwester, zum Mitreisen begeistern können. In den 1970er Jahren hatte sie für zwei Jahre in Zentralamerika gelebt (u.a. auf der Ausgrabungsstätte Copan in Honduras) und auch Guatemala bereist. Da meine Spanischkenntnisse, trotz guter Vorsätze und ein paar bescheidenen Anläufen, sich nur kümmerlich weiter entwickelt haben, brauchte ich eine Übersetzerin. Nicht nur das hat sie nun in diesen Reisetagen bestens erfüllt, sondern mich auch, in ihrer unstillbaren Neugierde, zu verschiedenen Erlebnissen verlockt, die ich allein kaum gewagt hätte.

In der Früh des nächsten Tages gings dann über den See. Wir bestiegen eines der regelmässig verkehrenden Boote am „embarcadero“ mit Rucksäcken voller Geschenke für die Schule in San Pablo. Nach den ersten kleinen Querelen mit dem Bootsbesitzer zum Überfahrtstarif, den diese Kleinunternehmer bei den Touristen immer nach Lust und Laune bestimmen, konnte die „lancha“ schliesslich ablegen und führte uns über den ruhigen See bei lautem Geknatter des Motors dem nördlichen Ufer entlang. Verschiedene kleine Häfen und Anlegestellen werden dabei bedient, oft an Orten, die nur auf dem Seeweg erreichbar sind und wo nur eines der in den letzten Jahren abenteuerlich hingeklotzten Hotels steht. Mehr und mehr haben sich die Ufer und Hänge über dem See in der vergangenen Zeit bevölkert. Die Dörfer haben sich teilweise vergrössert, vor allem aber sind Villen und Ferienhäuser gebaut worden, zu denen man sich fragt, was mit ihnen beim nächsten Erdbeben passieren wird. Und mit solchen ist zu rechnen, denn direkt aus dem Wasser steigen die steilen Abhänge jäh hinauf, zum Teil etwas bewaldet, zum Teil aber auch die nackte Erde frei gebend. Schliesslich konnten wir, nachdem die Landzunge bei San Marco umrundet war, „unser Schulhaus“ erkennen, und bald schon legte das Schifflein am neu erbauten Steg an. Der Wasserspiegel des Sees ist mächtig gestiegen (um 2,5 m, liessen wir uns sagen) und die Pfähle des erst kürzlich gebauten Hafenhäuschens stehen tief im Wasser, wie auch die grossen Bäume, die das Ufer hier säumen. Noch knapp darüber ragt der obere Teil der Stützmauer heraus, die den Abschluss des Grundstücks gegen den See bildet. Schwer davon betroffen sind Bauern rund um den See, die viel Anbauland verloren beim

Wasseranstieg. Da der Atitlansee keine Abflüsse hat, muss gewartet werden, bis die Verdunstung wieder Erleichterung bringt.

Schon von weitem winkten uns Oscar und sein kleiner Sohn Roman und empfingen uns, beide in der festlichen Kleidung der Gegend. Zusammen gingen dann auf eine kleine Entdeckungstour durch das Schulgelände und hinauf zum Schulhaus. Es blüht überall, bereits die Wegränder sind von einer betörenden Farbenpracht! Nach dem herzlichen Wiedersehen mit Magdalena (Oscars Frau) und Juana (die andere Lehrerin der ersten Stunde) und dem kleinen scheuen Pepe (auch er in den festlichen Hosen, wie sein grosser Bruder) wurde eine erste Gruppe von Schülerinnen und Schülern der Oberstufe begrüsst, mit denen sich ein interessantes Gespräch entspannt zu ihrer Zukunft. Sie wurden zudem einzeln auf Film gebannt, und wir spielten mit ihnen von den mit gebrachten Spielen. Später setzten wir uns mit Oscar auf die Loggia, mit dem umwerfenden Blick über die Weite des Sees, und er erzählte uns von seiner Arbeit in Schule und Dorf. Ein wunderbares guatemaltekisches Mittagessen, von Magdalena mit ihrer Haushilfe hingezaubert, stärkte uns, bevor die jüngeren Kinder eintrafen. Verène und Mathias wurden schmerzlich vermisst, das liess sich bei den Gesprächen spüren.

Die Kinderschar unter Magdalenas Leitung empfing uns in einem Spalier im Eingang, alle mit Bougainvillea-Blüten in Händen und Haar. Dazu sangen sie mit offensichtlich herzhafter Lust und Begeisterung ein Lied. Die grosse Erwartung, die der Besuch aus der Schweiz jeweils auslöst, war nicht zu übersehen. Frisch gekleidet und gekämmt, und mit strahlenden Augen sasssen sie schliesslich um ihre im Kreis gestellten Tische. Zu guatemaltekischen Klängen aus dem Recorder wurde von fünf maskierten und verkleideten Schülern ein traditioneller Tanz aufgeführt, auch dies mit überbordender Freude an der Bewegung. Nach Ansprachen von hier und dort endlich! wurden die mit Ungeduld beäugten Rucksäcke und prallen Taschen der Gäste ausgepackt. Natürlich kamen da Spiele zum Vorschein, die unter Anleitung der Erwachsenen gleich in Angriff genommen wurden: Tridomino, Jojo, Gummistift, Ligretto, Seifenblasen... während man bei Helga – welch ein Luxus – sich aus Stapeln von blütenreinen weissen und farbigen Taschentüchlein eines aussuchen und bei Ruth in eine riesige Sammlung von Seifen in hübschen Hotelverpackungen greifen durfte. Lustig war es, zu beobachten, wie Kinder immer wieder zu der Sammlung der Schätze zurückkehrten, um ein noch schöneres Exemplar zu finden oder die ergatterten mit andern auszutauschen. Das Glück war gross!

Mit dem traditionellen „Fotoshooting“, bei dem das jeweils neueste Bild aller Kinder für ihre Paten geknipst wird, und dem ebenso traditionellen Schöggeli zum Abschluss, ging der Nachmittag seinem Ende entgegen. Und bevor der Abend sich über das Land legte, bestiegen wir das letzte Boot, das uns nach Pana zurück brachte. Auch wir beglückt von diesem Tag.

Maya und ich – entgegen der andern Reisegefährten – führen nicht jeden Tag mit nach San Pablo. Aber am Samstag, als die Schüler des letzten Schuljahres, die „Diversificados“ erwartet wurden, wollten wir dabei sein. Das Wetter hatte über Nacht umgeschlagen. Am Abend zuvor war – ganz überraschend und zur Jahreszeit unpassend – ein wilder Regenguss vom Hinterland her über uns niedergeprasselt und hatte die Hauptstrasse in einen Fluss verwandelt. Es war der Vorbote von kühlerem, windigem Wetter. Dieses empfing uns dann auch am Morgen, als Maya und ich, mit einer Stunde Verspätung, zum „embarcadero“ kamen. In San Pablo könne man nicht anlegen, hiess es da, das Gewell sei zu stark, wir müssten nach San Juan fahren und von dort ein Tuck-Tuck nach San Pablo nehmen. So geschah es dann. Bei unserer Ankunft in San Juan wurden wir bereits mit zwei Tuck-Tuck-Fahrern konfrontiert. Ihr Gerangel um die Kundschaft wurde noch auf dem Holzsteg für jenen entschieden, der sich mit dem besseren Mundwerk durchzusetzen verstand. Nach einem von ihm vorgeschlagenen Abstecher zu einer Kaffee-Kooperative, auf der biologisch Kaffee angebaut und verarbeitet wird, und einer abenteuerlichen Fahrt über die nach den Stürmen des vergangenen Jahres stark havarierte Strasse, setzte er uns schliesslich oberhalb des Schulhauses ab.

Wir kamen gerade noch recht, um die flammende Ansprache zu hören, die Magdalena an die Diversificados richtete. In klarer, blumiger Sprache, mit Gesten und Blicken, die ihre innere Beteiligung unterstrichen, plädierte sie für Handeln in Selbstverantwortung, die Entwicklung persönlicher Überzeugungen, den Stolz auf die eigene indigene Herkunft, und gab ihnen mit auf den Weg der Berufsfindung, wie wichtig sie seien für das Land, wenn sie weiterhin an ihrer Bildung arbeiten würden. Von den etwa zwölf Schulabgängern wollen sich etwa sechs dem Lehrerberuf zuwenden. Weitere zwei wollen Sportausbildungen machen und die andern in handwerkliche Lehren einsteigen. Sie traten dann ein in Diskussionen mit ihrer Lehrerin und mit den Gästen, bei denen Voten mit einer gewissen Reife geäussert wurden und der gute Wille spürbar wurde, aus der Lethargie ihrer Vorfahren auszusteigen und ihr Leben zu gestalten. San Pablo, wo sie aufwuchsen, ist nach wie vor ein verschlafenes Nest, die Einwohner sind etwas bekannt für ihre mit Sturheit gemischte Rückgewandtheit. Das Projekt hier anzusiedeln, war damals ein Glücksfall gewesen für das Dorf. Auch wenn ja nur vergleichsweise wenige (seitens Oscar sorgfältig ausgesuchte) besonders unterprivilegierte Familien davon profitieren können, so bringt es doch neuen Wind. Die Kinder profitieren nicht nur von der Schulbildung, die ihnen sonst nicht zugänglich gewesen wäre, sondern lernen neue soziale Denk- und Verhaltensweisen kennen, die sie ins Dorf tragen.

Wir warfen auch einen Blick in den Kurs „Corte y Confection“, in dem an diesem Samstag zwei Lehrerinnen mit etwa zwölf Schülerinnen tätig waren. Die Nähmaschinen standen still, die jungen Frauen beschäftigten sich mit Messen: sie mussten die amerikanischen „inches“ in europäische Centimeter umrechnen, da beide Masse neben einander in Guatemala für die Textilverarbeitung gebraucht werden. Zugegeben: Ziemlich trockene Materie! Sie beugten sich aber beflissen über ihre Arbeit und wurden von den Lehrerinnen geduldig angeleitet, denn das Rechnen schien nicht gerade ihre Stärke zu sein. Leider ist es noch immer zu wenig gelungen, durch den Kurs angehende Schneiderinnen vorzubilden. Die Frauen bräuchten viel mehr Praxis, werden auch dazu angehalten, über die Woche an den Nähmaschinen zu üben, die ja nur am Samstag für die Klasse gebraucht werden. Doch

ihrem Eifer scheint da durch die Bequemlichkeit Grenzen gesetzt zu sein. Oscar möchte nun in Zukunft die Teilnahme am Kurs „Corte y Confection“ nur noch jenen Mädchen anbieten, die auch gewillt sind, ein zweites Jahr dabei zu bleiben und dann das Nähen als Beruf zu ergreifen. Tja, Neuerungen brauchen ihre Zeit in diesem Dorf!

Einen Morgen verbrachten wir mit den Kindern der Oberstufe zur Feier des Valentinstags (der in Guatemala als „Tage der Freundschaft und der Liebe“ die ganze Woche besetzt). Schon als wir mit der „lancha“ ankamen, waren einige Neugierige, Übermütige „am Pier“, festlich aufgeputzt bis zu den wilden Haartrachten der Jungs, die mit viel Gel in Form gehalten wurden. Sie begleiteten uns zum Schulzimmer, jetzt schüchtern und reserviert. Der Beginn der Party startete mit einem hübschen Volkstanz, den vier Jungs und vier Mädchen, in ihre Festtrachten gekleidet, aufführten. Ein klein bisschen linksch die Jungs, geschmeidig die Mädchen, tanzten sie zu guatemaltekischen Klängen aus der Box einen Tanz, bei dem es ums Beschenken geht. Es war reizend und lieb. Die andern und wir Gäste schauten gebannt zu. Das „pièce de résistance“ der Feier war das Austauschen von Geschenken. Alle hatten ein kleines Geschenk mitgebracht. In sorgfältig geplanter Ordnung überreichte nun jede Person jemandem seine Gabe und erhielt etwas aus einer anderen Hand. Je nach Temperament wurden dabei auch schüchterne oder herzlichere Umarmungen ausgetauscht. Der „Gwunder“ auf den Inhalt der Päckchen war gross und mit Getuschel und Gekicher wurden sie am Platz aufgemacht und begutachtet. Ich kriegte einen gefleckten Plüschhund, der in den nächsten Tagen den Fernseher im Hotelzimmer zierte. Eine wunderschöne, süss verzierte Torte wurde nun aufgetragen, die, gemeinsam verspeist, den würdigen Abschluss des kleinen Festes bildete.

Wir Gäste waren wiederum bei Magdalena und Oscar zum Mittagessen eingeladen. Als einige von uns dabei helfen, die frischen Tomaten und Zwiebeln für die Sauce zu schnetzeln, fragten wir Magdalena, ob sie denn das Kochen von ihrer Mutter gelernt habe. Oh nein, lachte sie: bei uns daheim gab es nur Tortillas, Frijoles (Bohnenmus) oder mal ein Spiegelei. So war das halt damals. Und sie lerne, neue Rezepte aus den Frauenheften auszuprobieren. Jedenfalls die Spaghetti, die wir dann mit grossem Appetit assen, waren gelungen!

Den Nachmittag verbrachten wir mit den mittlerweile traditionellen Besuchen bei den Familien von Patenkindern. Für die Patentochter eines abwesenden Vereinsmitglieds machte ich zusammen mit Oscar einen Lebensmittel-Grosseinkauf. Nach längerer Suche nach dem richtigen Wohnort der Familie, fanden wir Alicia in ihrem Zuhause, das eingequetscht hinter andern Häusern liegt; wir standen in der aus Brettern und Bambusstäben zusammengesusterten und knapp mit Plastikbahnen und etwas Wellblech überdeckten Küche und übergaben ihr und ihrer Mutter die Säcke mit den Gaben. Alicia ist inzwischen zu einer hübschen jungen Frau geworden, die aber keine Arbeit findet, und der Lebensmittel-Segen wurde mit grosser Rührung und Tränen der Dankbarkeit in Empfang genommen. Offensichtlich kam er im richtigen Moment und wird der Familie in nächster Zeit über die Runden helfen!

Ein Tuck-Tuck-Fahrer namens Damiano (dessen grosser Stolz ist, den Tuck-Tuck Nr 1 zu fahren) brachte Maya und mich an einem Tag nach Sta. Catharina. Ein Dorf am steilen Hang nordöstlich von Pana, geborgen zwischen zwei Bergflanken knapp über dem See. Im Dorfzentrum lud er uns aus. In der alten Kirche fand gerade eine Begräbnisfeier statt. Eine Band mit viel Lautsprecherpower spielte eine getragene Melodie, dazu ein Sänger, aus dessen Lied ich ein paar traurige Sätze verstehen konnte. Die Kirche voller Leute, vor allem Frauen in ihren lokalen Trachten mit Kopfputz, und Kinder, die offensichtlich ihre Mütter begleiteten.

Auf dem Spaziergang zum See hinunter sahen wir einer der dort installierten Weberinnen zu, die nach eigenem Design (wie sie beteuerte) kunstvoll mit flinken Fingern die farbigen Fäden in die schwarze Kette einfügte. Unser Interesse an ihrem Arbeitsvorgang irritierte sie, und sie hätte uns viel lieber etwas verkauft, was schon da hing. Die traditionellen lokalen Webmuster sind hinreissend schön und vielfältig: Indigo mit Türkis oder Hellblau, dazwischen Figürchen und andere Details; und erst, wenn man die Stoffstücke bewusst und mit Hingabe betrachtet, werden die Unterschiede in Design-Qualität von einer Produzentin zur andern sichtbar. Jede Weberin, die da am Wegrand auf einer bescheidenen Unterlage hockt und auf ihrem mobilen, an irgend einem Baumstamm befestigten Webgerät arbeitet, fertigt ihre persönlichen Muster. Kunsthandwerk eben!

Dann setzten wir uns auf ein Bänklein am Ufer, vor uns den weiten bewegten See, dunkelblau, dahinter in Indigo die Vulkane etwas im Dunst. Eindrücklich bewölkter Himmel, aus dem es am anderen Ende des Sees, in Santiago, wo wir am Vortag waren, zu regnen scheint. Geballte Wolkenfelder darüber, die jedoch da und dort blauen Himmel frei geben, teils sogar die Sonne, die uns eben milde bescheint. Die silbrige Seefläche dem Ufer nach in einer Helligkeit, die den Augen weh tut. Wie alles, was es in diesem Land zu erleben gibt, zeigt sich in der einen Blickrichtung das Schöne, Frohe, Reiche, Farbige, in der anderen, wenn das grelle Licht darauf gerichtet wird, das, was weh tut. Neben der ausgesuchten Schönheit die unbekümmerte Hässlichkeit; neben dem offensichtlichen kulturellen Reichtum die erbärmliche Armut; neben der betörenden Farbigekeit das Triste, Uniforme, Graue; neben der liebevollen Fürsorge Gewalt und Brutalität: neben der umwerfenden Fröhlichkeit und Lebendigkeit das Stumpfe, die Schwere des Kampfes ums Überleben...

Auch den grossen Tag des Marktganges mit den Kindern wollten wir uns nicht entgehen lassen. Wir hatten alle zusammen morgens mit der „lancha“ übergesetzt und erklommen den steilen Hügel in Richtung Dorf, wo bereits Juana mit jenen Kindern wartete, deren Paten einen Einkauf im Markt vorfinanziert hatten. Es ging von da im Bus nach Sta Clara. Dieser war bereits bis auf den hintersten Platz besetzt, und im wackelnden Gefährt mussten wir uns irgendwo dazwischen quetschen. Die Passagiere waren freundlich, und manch einer rückte zur Seite, auch wenn er nur noch eine Po-Backe auf dem Sitz halten konnte. Im flotten Tempo ratterte der Bus den Berg mit den vielen Kurven hinan. Markttag in Sta Clara, das Städtchen voll Volk. Die Reisegesellschaft teilte sich auf, und ich ging mit Juana, dem Bub Antonio und seiner Mutter, um die Einkäufe für ihn zu tätigen. Zuerst gab es neue Schuhe. Antonio wählte für den Schulbesuch vernünftig und rasch ein Paar schwarze, die an die Füsse passten. Des weiteren suchte er mit Hilfe seiner Mutter eine schwarze Hose und ein weisses Hemd aus, sowie Unterleibchen –

alles zu einem unglaublichen Preis heruntergehandelt. Mit dem Rest des Geldes gab es noch einen schweren Sack voller Lebensmittel: Reis, Mais, Salz, Seife, Öl etc. plus dreissig Eier, die dann prekär zwischen zwei Kartons geschnürt durch die Menschenmengen gesteuert wurden. Als wir im Park auf die andern warteten, sass Antonio glücklich da mit dem Schuhkarton auf den Knien, und strahlte, als ich ihn fragte, ob er mit den Einkäufen einverstanden sei.

Alle gemeinsam gingen wir nun zum traditionellen Mittagessen, das wir in einem verträumten Gartenhaus einnahmen. Die Kinder sassen glücklich vor ihren Tellern mit Reis, Radieschensalat und Pollo frito. Wie immer liessen einige ein grosses Stück Fleisch übrig und luden es in das Plastiksäcklein, das sie in weiser Voraussicht mit sich gebracht hatten. Etwas nach Hause bringen zu können nach diesem Markttag, ist wichtig! Schliesslich gab es einen raschen, aber herzlichen Abschied, denn der Bus fuhr bald zurück und wir Suizas wurden von Gaspar abgeholt, da offenbar der Wind wieder zugelegt hatte auf dem See.

Wieder zurück in Pana beim Kaffee an der Via Santander wurden wir von einer Strassenverkäuferin in Beschlag genommen, die auf Maya zusteuerte, respektive auf ihre Bluse und diese als eine „tela“ (Gewebe) aus San Antonio erkannte. Maya erzählte ihr, dass sie dieses Stück vor 30 Jahren erstanden habe. Mit Charme und Geschicklichkeit gelang es der Verkäuferin, die eben mit Textilien unterwegs war, uns noch zwei Halstücher zu verkaufen. Eines – versteht sich – das zu Mayas Bluse passte. Denn, so sagte sie uns, auch sie komme aus San Antonio, ihr Mann sei dort als Weber tätig und fabriziere Textilien von höchster Qualität, die auch in der Kapitale verkauft würden. Wir wussten: San Antonio muss noch angesteuert werden!

Jetzt jedoch ging es vorerst zusammen mit Simone zum Termin mit der Kommunikationsbeauftragten von „Friendship Bridge“, einer US-gesponserten Organisation, die Frauen Micro-Kredite bietet, damit sie sich als Unternehmerinnen selbständig machen können. Wir hatten uns bereits die Webseite angeschaut und fanden, dass es immer sinnvoll sein kann, sich unter Entwicklungsorganisationen aus zu tauschen, um mögliche Synergien zu nutzen. Die Managerin stellte sich als eine sympathische junge, offensichtlich gut ausgebildete Indigena heraus. Sie erzählte uns dann auch, dass ihre Grossmutter noch nicht zur Schule gehen konnte und sie selber sich ihrer Mutter gegenüber hatte durchsetzen müssen mit ihrem Plan, zu studieren und Kinder, um arbeiten zu können, erst auf einen späteren Lebensabschnitt zu planen. Sie gab uns bereitwillig Auskunft über die Organisation, die in allen Teilen Guatemalas tätig ist und Gruppen von Frauen organisiert, in denen sich diese mit Hilfe einer Verbindungsperson in regelmässig stattfindenden Treffen gegenseitig dabei unterstützen, ihre Vorhaben aufzugleisen und durchzuführen. Mit wenig Grundkapital können Frauen kleine Unternehmungen gründen, die ihnen den Lebensunterhalt sichern. Unsere Gesprächspartnerin hörte auch interessiert zu, als wir von unserem Bildungsprojekt erzählten und bestätigte, dass selbst in San Pablo seit Anfang dieses Jahres eine ihrer Frauengruppen bestehe. Wir tauschten Adressen und Telefonnummern aus und verabschiedeten uns recht zufrieden über den neuen Kontakt. Oscar wurde darüber informiert und zeigte Interesse.

Ein paar Tage später hatte sich der kalte Wind wieder gelegt, und ich fuhr früh am Morgen mit Simone und Helga zusammen nach San Pablo, wo sich wieder an unserem Steg anlegen liess. Der See war fast spiegelglatt und blau, am Himmel türmte sich nur genau über dem Gipfel des Vulkans San Pedro, dem wir zusteuerten, eine Wolke, als ob er rauchen würde. Simone und ich hatten den Job gefasst, den Schülern aus der 3. Sek eine Englischstunde zu geben. Im Schulzimmer sassen bereits etwa ein Dutzend Mädchen. Ihren Blicken waren Aufregung und Erwartung abzulesen. Wir hatten sie denn auch gleich eingenommen für unseren Lehrplan der nächsten Stunde. Während sie (seit der 5. Klasse) einfach mit Vokabeln gefüttert worden waren, mit denen sie nichts anzufangen wissen, war diese Stunde aufs Parlieren angelegt: Einfache Frage- und Antwortspiele, die wir zuerst mit einzelnen der jungen Frauen durchführten, und die sie dann zu zweien oder dreien üben konnten. Sie waren aufgeregt, und die einen setzten das um in Neugier und eifrige Bereitschaft, zu lernen, andere in Gekicher und gezierte Schüchternheit, und die dritten begannen wie vergiftet zu zeichnen und irgendwelche Briefchen zu schreiben. Aber schliesslich gewannen wir alle, sich zu beteiligen. Es war eine Freude, in die entzückenden Mädchengesichter zu blicken und ihr Interesse für etwas zu gewinnen, zu dem sie sonst kaum Zugang haben. Denn hier in San Pablo gibt es ja kaum Fremde, und anders als in den Strassen von Panajachel, wo sich die Strassenverkäufer in den letzten Jahren vermehrt auf Englisch bemerkbar machen, ist hier nur Tzutujil und etwa Spanisch zu hören.

Nach der Stunde erwischte ich grad noch das Elf-Uhr-Schiff und war kurz nach zwölf Uhr wieder in Pana. Maya hatte auf mich gewartet (das heisst, sich sonst irgendwo herumgetrieben), und wir machten zusammen ein kleines Picknick mit Passionsfrüchten, Mangos, Avocados und Tomaten auf dem Balkon über dem netten Hof der Posada. Dann fuhren wir nach San Antonio, zwei Dörfer weiter am See. Nun wollten wir die Margherita oder ihren Mann aufsuchen. Also mit Tuck-Tuck (ein auf Autöli getrimmter scooter für drei Passagiere und den Fahrer an der Lenkstange) auf und davon! In Santa Catharina, auf halbem Weg, wartete noch Ruth auf uns, und selbtritt auf dem mageren Hinterbänkli wurden wir nach San Antonio chauffiert, vorbei an blühenden Bäumen, mit dem grossartigen Ausblick auf den See, aber auch vorbei an den vielen Erdrutschsträngen, die vorab von den Unwettern des letzten Sommers herrühren und die die grauenhaften Schäden belegen, die zum Teil nur flüchtig repariert sind. Im Dorf hörten wir auf Nachfrage, wo Margherita wohnt. Jemand führte uns zu ihrem Haus, wo allerdings nur die Tochter zugegen war neben den Hühnern und drei Stockenten. Juana zeigte uns die Einrichtungen, mit denen gearbeitet wird, und war natürlich sehr darauf aus, uns das Stofflager zu zeigen. Was für Schätze! Jedes Dorf hat ja seine eigenen Designs für die Stoffe der Trachten und Haushalttextilien. Diese hier sind wieder ganz anders als jene von Santa Catharina, obwohl die beiden Dörfer nur ein paar Kilometer von einander entfernt sind. Jedenfalls kamen wir in den reinsten Farbenfreude-Taumel und kauften tüchtig ein, markteten ein bisschen, aber schoben schliesslich mit unserer Ware glücklich wieder ab.

Die Heimfahrt machten wir im "pick-up", auf der Ladefläche. Pick-ups funktionieren wie Sammeltaxis und befördern Ware, wie auch Leute. Dieser hatte nicht einmal Bänkli auf der Ladefläche, und ich setzte mich auf den Fenster, Maya auf ein Holzstück und Ruth stand sogar. Zudem waren noch ein Mann und ein Bub da und fünf Säcke voll Limonen. Nachdem der Wagen über die erste steile und kurvenreiche Strecke gerumpelt war, ging hinten der Ladenverschluss auf. Es zeigte sich, dass er nur mit einem Draht befestigt war. Nun, wir machten die Fahrt fertig und blieben heil!

Zu den gemeinsamen Nachtessen suchten wir immer wieder neue Restaurants auf. Jan, der auf gute lokale Kochkunst setzte, brachte uns auch zu José Pinguino, einer Beiz, in der zudem Marimba-Musik gemacht wurde. Und was für welche! Zwei bildschöne Töchter des „Beizers“ und ein gestandener Mann mit Sombrero spielten alte Volksweisen in interessanter, neu für Marimba und Basso Continuo bearbeiteter Form. Ein Junge, der ausschaute wie ein olmekischer Krieger, eben aus einer antiken Stele herabgestiegen, zupfte lässig den Contrabass. Es war eine Lust, ihnen zuzusehen und zuzuhören – wobei fast das Essen vergessen ging. Sie trugen ihre Musik mit unglaublicher Leichtigkeit vor, vor allem aber mit einer ansteckenden Begeisterung und Freude, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnte. Die Gruppe, die sich „hombres y mujeres del maïs“ nennt, gibt es erst seit etwa zwei Jahren, erzählten sie, und auf Aufnahmen müssten sie noch hinarbeiten.

Dann aber galt es Abschied zu nehmen von Panajachel. Noch ein letzter Blick auf den See und wir fuhren in Gaspar's Bus in Richtung Quetzaltenango (Xela). Wir leisteten uns noch den Abstecher nach Chichicastenango, wo grosser Markttag war. Chichi ist immer ein Erlebnis! Marktfahrer aus weiten Teilen des Landes kommen hierher und bieten ihre den lokalen Traditionen entsprechenden handwerklichen Produkte an: Gewobenes in allen Formen und Farbkombinationen, Töpfereien, Holzschnitzereien, dann aber neben den Produkten für die Touristen auch Gebrauchsgegenstände für die Bevölkerung, Taschen, Stoffe, Plastikgeschirr, neben allerlei Grundnahrungsmitteln bis zu den Hühnern mit oder ohne Köpfe und Federkleid. Zum Bummeln durch die langen Zeilen der Marktstände gehört auch immer ein Besuch der alten Kirche, die mitten in diesem geschäftigen Treiben steht wie ein Monolith. Eine weite, steile Treppe mit archaisch anmutenden hohen Stufen führt hinauf zum Gebäude. Auf den Stufen ein Gewimmel von Verkäufern und Bettlern, Männer und Frauen auch, die hier ihre heidnischen Rituale verrichten.

Das Innere der Kirche farbig und belebt, viele brennende Kerzen, Betende mit dem Rosenkranz, auf den Steinplatten kauern, in sich versunkene Gestalten; nahtlos gehen die unterschiedlichen religiösen Vorstellungen und Gebräuche, in einander über. Auch das gehört zum Leben der Indios.

Am Abend zogen wir im Hotel Modelo in Xela ein, unweit des Parco Central, wo auch die Kathedrale mit ihrer reich mit Steinhauerarbeit verzierten Hauptfassade steht. Bei einem kurzen Gang über den Platz, auf dem sich Familien und Pärchen auf ihrem sonntagabendlichen Ausflug tummeln, beobachtete ich drei Kinder (etwa zwischen vier und sieben Jahre alt) die in einer Schachtel liegendes Zuckerzeug verkauften. Das älteste war eben daran, das kleinere zu massregeln, da es sich offenbar mit den Bonbons unerlaubt bedient hatte. Alle drei sahen verwahrlost aus und der Kleine weinte bitterlich. Was für ein Leben, dachte ich, wenn man hungrig vor Süßigkeiten sitzt, mit denen man Geld einbringen sollte! Obwohl sich die Lage der Kinder in den vergangenen Jahren zusehends verbessert hat, so gibt es doch immer noch Hunger und Überforderung und sie sind noch sichtbar, die Kinder, zu denen niemand schaut.

Später trafen wir meine Patentochter Guadalupe zum Nachtessen. Ein stürmisches, herzliches Wiedersehen nach zwei Jahren, in denen ihr Leben im Zickzack verlaufen ist und wir viel per mail korrespondiert haben. Sie war eine der Schülerinnen der ersten Stunde im Projekt „PEILE“ gewesen und ist mittlerweile eine ehrgeizige junge Frau von 24 Jahren. Sie erzählte uns beim Essen nochmals sehr bewegt vom Überfall, den sie kurz vor Weihnachten erlitten hat. Sie und ihre Kollegin wurden am frühen Abend auf dem Heimweg von zwei dunkeln Typen angerempelt, mit der Pistole bedroht und ausgeraubt. Sowohl Handys, wie auch ihr Computer, den sie für das Studium braucht, waren weg. Schock und Elend! Ja, sie seien schon zur Polizei gegangen, aber diese gehe solchen „Kleinigkeiten“ nicht nach, manchmal sei sie gar mit den Räuberbanden irgendwie verquickt. Der Rechtsstaat lässt zu wünschen übrig. Deshalb hat sich Guadalupe vorgenommen, Jura zu studieren. Seit kurzem arbeitet sie für ihren Lebensunterhalt, nachdem sie längere Zeit ohne Einkommen war, in einer Privatschule (die allerdings zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben zahlt). Sie hat eine minimale Ausbildung als Lehrerin gemacht, die jedoch nicht reicht, um eine etwas besser bezahlte Stelle in der Volksschule zu bekommen. Vielleicht hilft ihr dazu die Berufserfahrung, die sie später wird vorweisen können.

Es wurde mir in diesen drei Tagen in Xela bewusst, wie privilegiert ich bin, dass ich unsere Patentochter von Zeit zu Zeit sehen und mit ihr dadurch persönlichen Kontakt aufbauen konnte. Dieser war anfänglich auch einfach eine Formsache, wie in den meisten Patenschaften. Briefe mit ritualisierten Segenswünschen und förmlichen Dankesbezeugungen waren die Norm. Mein Mann und ich hielten daran fest, auf persönliche Art zu antworten und Fragen nach ihrem Leben zu stellen. Das Eis gebrochen aber hat vor allem, dass wir uns einige Male sehen konnten. Je älter Guadalupe wurde, desto reifere und persönlichere Äusserungen wurden möglich. Sie ist eine intelligente junge Frau, hat grosse Erwartungen an sich selber, die sie allerdings nicht immer erfüllen kann, denn sie ist auch etwas sprunghaft. Was sie vor allem braucht, sind Menschen, die sie ermutigen und ihr etwas zutrauen. So waren die Gespräche bei diesem Besuch wieder enorm wichtig. Ich stellte mit ihr ein Budget auf, um herauszufinden, worin es ihr heute vor allem mangelt, wie wir mit unseren bemessenen finanziellen Beiträgen helfen können, dass sie mit ihrem mageren Einkommen das Leben bestreiten kann. Sie hatte offenbar nicht gewusst, wie ein Budget gemacht wird. Wenn man nichts hat, dann geht alles direkt „von der Hand in den Mund“ – wozu ein Budget? Dies wurde mir bewusst. Sie hat tatsächlich auch Gewicht zugelegt weil sie – wie sie selber sagt – sich nicht vernünftig ernährt, wenn sie sich unter Stress fühlt. So gingen wir zusammen Gemüse und Früchte ein-

kaufen, die es ja in Fülle gibt auf dem Markt, und erst noch relativ günstig. In ihr Zimmer, das sie im Haus ihrer ältesten Schwester gemietet hat, hatte sie sich schon früher ein Rechaud angeschafft, damit sie für sich selber kochen kann.

Bei unseren Besuchen und den Briefkontakten wurde sichtbar, dass wir für unsere Patentochter wichtige Menschen geworden sind und sie unsere Einwände und Vorschläge ernst nimmt. Solche äussern zu dürfen, bedingt jedoch, dass wir aus erster Hand etwas über die Kultur der Indios und die Bedingungen in Guatemala wissen. Von dieser Patenschaft profitieren so nicht nur Guadalupe (und indirekt auch ihre Familie), sondern wir Paten selber. Die Verbindung mit diesem fernen Land hat uns die Augen aufgemacht – und das Herz – für eine Kultur, die wir sonst nur aus ihren antiken Kunstwerken aus dem Museum kennen, für ein Leben, das wir bestenfalls als Touristen aus einer gehörigen Distanz beobachten würden. Durch den direkten Kontakt mit Land und Leuten wurden nun unsere Sinne geschärft für eine Schönheit, die in unseren Breitengraden ungewohnt ist. Unser Blick wurde geöffnet für Umstände, die wir nicht für möglich gehalten hätten. Und beides hat uns dazu ermutigt, die Erfahrungen, Ärger, Sorgen, die zu unserem eigenen Lebensumfeld aufkommen, zu relativieren. Wenn das nicht ein Gewinn ist fürs tägliche Leben!

Einen Nachmittag verbrachten Simone und ich bei der Familie Saquic Alejandro. Simone ist Patin von Daniele, Guadalupes jüngerem Bruder. Wir setzten uns mit der Familie unserer Patenkinder in das vordere der von ihr bewohnten Zimmer, an den Tisch, der eingeklemmt zwischen zwei Betten steht. Eulalia, die Mutter war da und bewirtete uns mit feinen selber zubereiteten Tamales (eine Art gefüllter Maisknödel, die in Maisblättern gegart werden). Guadalupe kam etwas später dazu. Daniele begrüßte seine Patin mit grosser Freude. Auch Barbara war anwesend; sie ist die jüngere Schwester von Guadalupe. Ich konnte ihr die Neuigkeit überbringen, dass wieder Paten für sie gefunden werden konnten, nachdem ihre ehemalige Patin kürzlich verstorben ist. Die Rührung und Dankbarkeit war gross. Barbara hofft nun, mit der Hilfe der neuen Paten doch noch ihr Pädagogikstudium weiter führen zu können. Das erste Jahr hat sie mit Bravour abgeschlossen und zeigte uns stolz das Foto von der Diplomierung. Anwesend war auch Daliah, eine etwas retardierte ältere Halbschwester aus Eulalias erster Ehe, und dann das entzückende einjährige Baby von Guadalupes Cousine, die in die USA auf Arbeitssuche gegangen ist und das Kind den Verwandten hinterlassen hat. Guadalupe betreut das Kind in ihrer Freizeit und ist ganz vernarrt in die Kleine.

Daniele hatte viel zu erzählen. Er gibt den Eindruck eines sehr netten, aufgeweckten Jungen. Er arbeitet seit Herbst, als er mit der dritten Oberstufe abschloss, auf dem Bau, möchte jedoch Koch werden. Sein Traum ist es, irgendwann sein eigenes italienisches Restaurant zu haben. Die Lehre hofft er in einer Schule zu machen, wo die angehenden Köche neben einer praktischen Anstellung die theoretischen Fächer besuchen. Die drei Jungen aus Eulalias zweiter Ehe (mit einem Alkoholiker, der sie mit den Kindern sitzen liess) waren über ihre Schulzeit im Projekt gewesen. Ohne diese Hilfe hätten sie garantiert zu jenen Kindern gehört, für die Schulbildung undenkbar gewesen wäre aufgrund der prekären finanziellen Verhältnisse, in denen sie lebten.

Heute nun tragen sie nicht nur alle selber zum Lebensunterhalt der Familie bei, sondern haben überdies realistische Berufspläne. Doch obwohl Eulalia eine kränkliche und geschwächte Frau ist, hat sie noch immer etwas zu sagen, und die Jungen hören auf sie. Familienzusammenhalt ist ein hoher Wert in der Maya-Kultur. So war auch ihre Tochter Guadalupe, die sich für einige Zeit abgesetzt hatte, wieder zur Stelle, als Eulalia krank wurde. Nun da es ihr wieder etwas besser geht, macht sie ein bisschen Geschäfte mit ihrem Kiosk vor der Wohnung und verkauft ihre selbst gemachte Schokolade, vermutlich auch noch andere Erzeugnisse wie die Tamales, auf dem Markt.

Noch erzählen möchte ich von einem Kunst- und Kultur-Erlebnis, das wir in Xela hatten. Meine Schwester, die aus der Zeit ihrer Tätigkeit auf Ausgrabungsstätten von den berühmten „Handschriften“ (Codizes) der Mayas wusste, fand heraus, dass kürzlich eine Leinwand (Ienzo) mit aufgemalten Zeichen und Zeichnungen aus dem 16. Jahrhundert neu interpretiert und restauriert worden ist. Dazu gab es eben eine Ausstellung; Kopien des in einem mexikanischen Museum beheimateten Kunstwerkes sind nun in Xela zu sehen. Die Leinwand (zwei auf drei Meter gross) wurde digital auf Papier kopiert, und auf der Kopie konnten – ohne das alte Gewebe dabei strapazieren oder gar beschädigen zu müssen – digital die Retuschen angebracht werden. Sie kann so nicht nur im Zustand bei ihrer Entdeckung, sondern auch in ihrem mutmasslichen Originalzustand betrachtet werden. Darauf dargestellt ist die Eroberung Guatemalas durch den Spanier Alvarado mit Hilfe eines befreundeten Volksstammes, der Quauhqueholtecas, und gleichzeitig die erste Landkarte Guatemalas. Das Gemälde ist ganz in der Tradition vorkolonialer „Geschichtsschreibung“ angefertigt. Solche Darstellungen wurden schon in der damaligen Zeit gebraucht, um Geschichte zu erzählen und unters Volk zu bringen. Wir nahmen Guadalupe mit zu diesem Ausstellungsbesuch und verbrachten einen halben Nachmittag damit, die wunderlichen Bilder (auch in vielen Detailausschnitten) zu betrachten und auf uns wirken zu lassen. Ein berührender Gang durch die folgenschwere Geschichte des Landes, der selbst für eine heutige Indio neu und beeindruckend war!

Dadurch, dass ich meine Zeit möglichst mit Guadalupe verbringen wollte, hatte ich keinen Kontakt mit PEILE, dem Projekt, dem Alexa vorsteht. Doch Helga, Simone und Jan waren dort, sprachen mit den Lehrkräften und trafen die Schülerinnen und Schüler.

Unser Aufenthalt in Xela ging seinem Ende zu. Etwas traurig und nachdenklich gestimmt waren Guadalupe und ich bei unserem Abschied. Wird man sich wieder sehen? Was wird meiner Patentochter die nächste Zeit bringen? Wird sie ihre Stelle an der Schule halten können? Es gäbe noch so viel zu besprechen und auszutauschen; ich hätte noch so viele Fragen an sie... doch der letzte Abend, in vergnügter Gesellschaft mit Veronica (Vérènes Patentochter), ihrem süssen Baby und einer ihrer Schwestern verbracht, beendete unseren Besuch. Am folgenden Morgen fuhren Maya und ich mit dem Bus nach Guatemala Ciudad. Es war eine angenehme Fahrt. Beim Anstieg zum Pass noch ein letzter Blick über die Stadt, dem sich sogar – etwas verschleiert zwar – der Vulkan Sta Maria

endlich doch noch ein bisschen offenbarte. Die Landschaft zeigte sich so, wie ich sie liebe: unter dem blauen Himmel die Ocker- und Braun-Töne der bebauten oder brachliegenden Erde, das dunkle Grün der Wälder, in denen zwischen Laubgehölzen, die jenen in der Schweiz ähnlich sind, plötzlich Zipfel von Palmen oder Yuccas hervorgucken und Eucalyptus die Zweige hoch darüber ausstrecken. Es ging im Hinterland des Atitlansees vorbei und noch einmal winkten die drei grossen Vulkane, Atitlan, Toliman und San Pedro herüber. Der zunehmende Verkehr liess nach drei Stunden Fahrt darauf schliessen, dass wir uns der Stadt näherten: Er wurde immer zähflüssiger. Schliesslich aber setzte uns der Bus in der Mitte der Stadt ab, von wo uns ein Taxi ins Hotel brachte. Aus dem dritten Stock, wo unser Zimmer lag, bekamen wir einen ersten Eindruck der grossen, hässlichen Stadt: Graue Stränge von Autobahnen, die sie durchzogen, Hochhäuser, Reklametafeln wohin man schaute. Gleich nebenan stand ein grosses Shopping Center, dessen moderne Fassaden mit Werbung verpflastert war. Auf einer stand: „Quiero – puedo – compro“ (Ich wünsche - ich kann – ich kaufe) Tja, da richtet sich alles auf eine ganz andere Bevölkerungsschicht aus! Auf die Wohlhabenden, Kaufkräftigen. Auch die gibt's. Nach all der Zeit im Umfeld der Indios war das fast vergessen gegangen.

Es war erst Nachmittag, und wir wollten noch etwas erleben. Unser Ziel galt dem Museum für Geschichte und Archäologie. Das könne man gut zu Fuss erreichen, meinte der junge Mann an der Reception, (der uns alte Weiblein offensichtlich als ziemlich „zwäg“ beurteilte!) und wir marschierten dem Wegbeschrieb nach los. Alles einer dieser schrecklichen Autobahnen nach; dann plötzlich bog diese ab, und wir mussten sie unter Gefahr für Leib und Leben überqueren, später nochmals – aber auch andere Fussgänger taten dies; wenn man geschickt genug war, kam man tatsächlich mit dem Leben davon! Im Auspuffdunst näherten wir uns dem, was wir auf dem grossflächigen Stadtplan als unser Ziel vermuteten - aber weit gefehlt! Einer andern Autobahn entlang ging's weiter, dann nach Fragen an Passanten in dieser, in jener Richtung... selbst im nächsten Umkreis der Gebäude wusste kaum jemand etwas über ein Museum. Nach über einstündigem Fussmarsch war es vier Uhr, als wir schliesslich im Museumskomplex ankamen, und wir konnten gerade noch erfahren, dass man um vier Uhr schliesse! Na, dann halt! Nun aber ein Taxi, um zurückzukehren! Zu unserer Freude waren Simone und Jan, wie geplant, schon im Hotel. Gemeinsam verlebten wir einen vergnüglichen Abend bei leckerem mexikanischem Essen, zu dem eine volle „Mariachi-Band“ spielte mit Geigen, Trompeten und Gitarren und den fröhlichen Sound erzeugte, der dazu gehört, ... das alles zu einem Geldbetrag, den ein fleissiger Indio im Monat einnimmt!

Das Museum haben wir aber noch gesehen (diesmal erreichten wir es per Taxi), und es hat sich gelohnt: die ganze Geschichte Guatemalas war dort vor uns ausgebreitet, mit all den Keramiken, Gestaltungen, Stelen, Textilien aus über tausend Jahren. Ein überwältigender Reichtum, der die Erbschaft dieser unverwüstlichen Kultur bezeugt, und in einem anmutigen Gebäude mit überraschend von Licht durchflutetem Innenhof zur Schau gestellt ist. Den Besuch empfand ich nochmals wie eine Zusammenfassung dessen, was wir in den vergangenen vierzehn Tagen erlebt hatten, und er erfüllte mich mit Dankbarkeit und Zuversicht für dieses Land.

Bevor wir uns auf den Flughafen begaben, setzten sich Maya und ich noch etwas kühn in ein Strassenkaffee, das nur von den Einheimischen genutzt wird, und bestellten das, was auch diese hier essen (für den Bruchteil dessen, was das Essen am vorherigen Abend gekostet hatte): Carne de vaca con papas, guacamole, und alles gut gewürzt zwischen zwei grosse Tortillas verpackt, dazu schwarzen Kaffee. Auch dies eine Art – kulinarischer – Zusammenfassung der ereignisreichen Tage in Guatemala.

Am Flugplatz trafen wir nicht nur mit unserer Reisegruppe zusammen, sondern konnten uns mit herzlicher Umarmung noch von Oscar und Gaspar verabschieden. Zwanzig Stunden später landeten wir im Winter, der zu unserem gewöhnlichen Leben gehört. Glückliche, reich beschenkt, und randvoll mit Eindrücken, die erst noch verarbeitet werden sollen. Dieser Reisebericht ist ein Versuch dazu.

Nani